

Martin Hein

Nimm und lies: Schicksalslektüren der Christentumsgeschichte

Vortrag zum zehnjährigen Bestehen des Fördervereins der Bibliothek des Predigerseminars Hofgeismar am 16. Juli 2014

Stirbt ein Mensch, stirbt eine Bibliothek, heißt es in einer Redensart. Das zeigt, welche Rolle das Buch, das geschriebene und gestaltete Wort für uns Menschen als Kulturwesen spielt.

Doch kehren wir die Frage um: Was ist, wenn eine Bibliothek stirbt? Dann stirbt ein Stück von dem, was wir Kultur nennen. Denn eine Bibliothek ist mehr als eine Büchersammlung, und ein Buch wiederum ist mehr als ein bloßer Wissensspeicher.

Denn – ich spitze diesen Gedanken einmal bewusst zu – es gibt überhaupt nur *ein* Buch, das aus all den Büchern besteht, die je geschrieben worden sind und noch geschrieben werden. Jede Bibliothek ist nur ein Ausschnitt aus dem „universalen“ Buch. Jedes Buch spricht mit jedem Buch, und zusammen bilden sie eine Enzyklopädie. Das ist eine der wesentlichsten Einsichten moderner Textwissenschaften und textorientierter Philosophie. Damit aber gewinnen wir eine neue Möglichkeit, Geschichte zu schreiben: nämlich als Geschichte von Lektüren.

Denn jede Bibliothek ist gewissermaßen eine Verbindung und Verknüpfung in die Welt des Geistes. Und sie ist dabei ganz und gar körperlich, ganz physisch und ganz real. Das Buch ist leiblich; es ist der Leib des Wortes.

Und für uns Christen gilt das allemal! Sind wir doch, was wir sind, aus einem Buch. Christus inkarniert im Fleisch, der Auferstandene aber begegnet uns in einer kodifizierten Glaubensurkunde. Und die Bibel ist eine Bibliothek und erhebt auch diesen Anspruch. Das Stichwort heißt: Intertextualität. Die Bibel will interpretiert werden, sie muss interpretiert werden, weil sie selbst Interpretation ist. Sie ist Ergebnis von Lektüre. Schon die Tora ist nicht von Gott persönlich geschrieben, sondern mindestens – nach ihrem Selbstanspruch – diktiert: die *direkt* von Gott geschriebenen Tafeln wurden bekanntlich zertrümmert, die zweite Auflage schrieb Mose von Hand. Das Gebot inkarniert sich also nicht ohne den Menschen. Die Bibel erzählt die Geschichte ihrer eigenen Entstehung, sie macht sie selbst als Buch kenntlich: Nimm und schreib, nimm und lies! Das Wort wurde Fleisch, und das Fleisch wurde Buch.

In Summa: Wir sind dem Buch und der Bibliothek verfallen, weil es Gott gefallen hat, zu uns zu sprechen und schreiben zu lassen. Das Buch sitzt auf dem Grund unseres Seins als

Christen, wir können dahinter nicht zurück. Schleiermacher versteht die Schöpfung in einer genialen Formulierung als das von Gott Gesprochene. Und darum ist für den von Gott Ergriffenen jedes Buch eine Referenz auf das *eine* Buch, das darum in mehr als einem Sinne das Buch der Bücher ist. Denn solange wir nicht schauen, was uns verheißen ist, müssen wir lesen.

Es waren darum immer wieder Lektüren, die dazu führten, dass aus scheinbar altem, längst Bekanntem, aus scheinbar längst Auszitiertem und zu Ende Gedachtem durch zufälliges Lesen, durch Wiederfinden von Büchern oder durch systematische „Relecture“ Neues entstand und sich die Wirklichkeit Gottes als das, was hinter allen Büchern und dem Buch der Bücher steht, neu erschloss.

Dieser Spur des Lesens möchte ich, ein wenig experimentell und kühn, an drei Beispielen nachgehen: Wir schauen auf den lesenden Augustin, auf den lesenden Luther und – vielleicht etwas überraschend – auf den lesenden Rudolf Bultmann. Das Ziel meines Vortrages ist erreicht, wenn anschließend alle nur einen einzigen brennenden Wunsch haben: aufzustehen, in die Bibliothek zu gehen und – zu lesen: Nimm, und lies!

Augustin: Durch Lesen das Glück finden

Die klassische Stelle, auf die der Titel meines Vortrags Bezug nimmt, ist die Schlüsselszene in Augustins „Confessiones“. In ihr schildert er, wie seine religiöse Suche ans Ende kam und ein längst gereifter Entschluss zur Tat wurde: die Erkenntnis der Geistigkeit Gottes und damit verbunden der Übertritt in das Mönchtum. Er beschreibt seinen Weg zum Christen – und das heißt für ihn: zum Mönch – als einen Weg von Lektüren, der in einer finalen, nur scheinbar zufälligen Lektüre endete.

Die grundlegende Lektüre dafür startete der hochbegabte junge Mann mit 19 Jahren (Conf 4): Es war der „Hortensius“ von Cicero, der ihn aber im Rückblick nicht befriedigte. Denn der ihm seit Kindesbeinen vertraute Name Christi kommt darin nicht vor. Das ist natürlich eine Rückprojektion. Als er las, wusste er noch nicht, was er vermisste, sondern spürte nur, dass er etwas vermisste. Also las er die Heilige Schrift. Die aber kam ihm, im Vergleich mit Cicero, unwürdig vor.

Die wichtigste Einsicht daran ist, dass Augustin keineswegs, wie es in trivialen Darstellungen gelegentlich erscheint, erst spät Kontakt mit der Heiligen Schrift bekam. Sie erschien ihm nur

viel zu wenig literarisch. Sie begegnete ihm nicht im Vollsinn als Buch, und schon gar nicht als das Buch, das alle anderen Lektüren steuert. So machte er einen Umweg über die Manichäer mit ihren vielen „großmächtigen Büchern“ (Conf 6,10), die ihn aber nicht sättigten. "Ja, Chimären waren zu jener Zeit meine Speise, und ich Ungespeister ging hungrig". Auch die Aristoteles-Lektüre erwies sich als ein Unglück: Augustin verfiel nun der Klassifikationskrankheit, der man nach der Lektüre der logischen Schriften des Aristoteles – und nur um die geht es – bis heute leicht erliegen kann. Und er versuchte, auch Gott in das Prokrustesbett der Kategorienlehre zu spannen. Das kann naturgemäß nicht gelingen, wenn es um den Gott geht, der uns in der Heiligen Schrift begegnet und eine bestimmte Praxis erwartet.

Erste Rettungslektüren waren für Augustin die christlichen Platoniker. Sie brachten ihn davon weg, Gott stofflich zu denken, und motivierten ihn, lieber nach der unstofflichen Wirklichkeit zu fragen. Damit war eine für das Christentum prägende Entscheidung gefallen: Die Liaison mit dem Platonismus begann, die noch Nietzsche zu dem sarkastischen Diktum führte, das Christentum sei „Platonismus für das Volk“.

Für Augustin war es im Rückblick der richtige Weg: Hätte er allein mit der Lektüre der Heiligen Schrift begonnen, hätten ihn wohl die Platoniker von ihr abgebracht. So fand er in Paulus alles, was auch die Platoniker sagten, hier aber verbunden mit dem Lobpreis und dem Gebet. Man möchte fast sagen: Die Bibel erschien ihm als die Praxis der spätplatonischen Philosophie. Er schrieb: „Davon liest man nichts bei jenen Philosophen. Ihren Blättern fehlt das Gesicht der Gottanheimgegebenheit, sie kennen nicht die Tränen der Beichte, das ‚Opfer‘, wie du es willst [...], nicht den Kelch, der unser Kaufpreis ist“.

Die Philosophie wird also aus dem Geist der Heiligen Schrift gelesen – und umgekehrt. Doch die Lektüren harmonierten nicht, weil sie nicht in die Entscheidung führten.

Augustin studiert also die Bibel immer intensiver, gerät in eine Krise, schafft aber den Sprung nicht. Und jetzt kommt die alles verändernde Lektüre ins Spiel: Er hört von einem Freund, wie sein hochverehrter Lehrer Victorinus schließlich – durch Lektüre bewegt – Christ wird und öffentlich ein Bekenntnis ablegt. Er hört von Männern, die lange als Rechtsgelehrte seine Kollegen waren und nun durch die Lektüre der Lebensbeschreibung des Antonius vom Mönchtum erfuhren und darin ihre Bestimmung fanden.

Jetzt war er so weit. Seine Krise spitzte sich zu „Was geschieht uns? Was ist das? Hast du es gehört: Ungelehrte raffen sich auf und reißen den Himmel an sich, und wir mit unserer Schulweisheit ohne Herz, wir wälzen uns im Fleisch und Blut.“

Es ist eine heftige Krise, die sich sogar in autoaggressiven Akten entlädt. Verzweifelt sitzt er im Garten des Hauses eines Freundes. Er gerät unter dessen Augen in eine wahre Raserei, die sich in einem Weinkrampf entlädt. Er springt auf und läuft in den Garten, um allein zu sein. Er wirft sich unter einen Feigenbaum und quält sich mit seiner Entschluslosigkeit.

Und jetzt kommt die bekannte Szene. Sie ist es wert, immer wieder bedacht zu werden, weil sie voller Doppelsinn steckt, was die Macht des Lesens und die Präsenz von Büchern betrifft: Er hört im Garten nebenan Kinder spielen, sie singen: „Nimm, und lies“, „tolle, lege“. Der Doppelsinn von „legere“ als „Lesen“ und „Sammeln“ führt Augustin auf die Spur. Er greift sich das Buch des Apostels, schlägt es – wie beim pietistischen Bücherstechen – an beliebiger Stelle auf und liest.

Hier kommt ein winziges, aber wichtiges Detail in den Blick: Das geht nur, wenn das Buch ein Codex ist, und offensichtlich war die Bibel in Form von Einzelausgaben unterwegs. Beides macht diesen Moment zu einer Schicksalsstunde der Christenheit. Die Codexform des Buches ermöglicht ein zufälliges Aufschlagen. Die Einzelausgabe erhöhte die Trefferwahrscheinlichkeit in einem der Paulusbriefe, in die sich Augustin ohnehin schon länger versenkt hatte.

Wir wissen, dass dieser Moment für die nächsten tausend Jahre die Hermeneutik der Heiligen Schrift, ja die Hermeneutik eines jeden Buches, zutiefst bestimmte. Der leibfeindliche, asketische und normorientierte Zug des westlichen Christentums geht von diesem Moment aus. Spätestens von jetzt an war zumindest das westliche Christentum ein lesendes Christentum und ein subjektorientiertes Christentum, weil es von einem Leser auf den Weg gebracht wurde. Bibliotheken gehören fortan zum Christentum, und die Lektüre der Lektüren sind seine theologische Methode: Das gesamte Mittelalter wird das Buch vor die Erfahrung stellen und ihm seine ganze Aufmerksamkeit widmen. Der Kommentar des Kommentars, gesammelt in der „Summe“, wird das Bücherwissen zum Wissen überhaupt erheben. Klöster machten nicht nur Land urbar, sie pflanzten auch Bücher. In Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“ wird diesem Zug des westlichen Christentums ein literarisches Denkmal gesetzt, und auch heute heißt die Aufforderung an jeden beflissenen Adepten des christlichen Glaubens: „Nimm und lies!“ Aber wir lesen anders!

Und das verdanken wir einer weiteren Schicksalslektüre.

Martin Luther: Das Turmerlebnis

Luthers Leistung war, dass er die Heilige Schrift wieder als Heilige Schrift las: als unmittelbare Anrede. Er befreite sie von den Wucherungen einer Intertextualität, die sich für ihn in dem verhassten Aristoteles kristallisierte. Er entdeckte die Bibel als Quelle, die einer unmittelbaren Lektüre offensteht. Das ist die Essenz des so genannten „Turmerlebnisses“ unter dem Blickwinkel der Christentumsgeschichte als Lektüregeschichte.

Darin stand er sicher in der Tradition des Humanismus, der mit seinem Ruf „Ad fontes“ ebenfalls versuchte, die Selbstbezüglichkeit der mittelalterlichen Lektüre zu durchbrechen. Sie hatte das Buch vor die Wirklichkeit und die Erfahrung gestellt und sie mit Büchern zugedeckt. Nun aber stand der philologisch erhobene Urtext zur Verfügung. Er hatte die Anmutung eines hohen Wirklichkeitsbezugs, er zeigte auf die Wirklichkeit oder, um es in der Sprache des 20. Jahrhundert zu sagen: auf die Sache. Und damit stand er auf ganz neue Weise dem Kommentar als Quelle gegenüber. Das ist eine neue Art der Lektüre antiker Texte!

Doch Luther erlebte die Lektüre der Schrift als noch einmal etwas ganz anderes: Das Wort Gottes wurde für ihn zur Ansprache und zur Rede. Es war eine andere, neue Art der Lektüre, die schließlich zu dem führte, was unter dem „Turmerlebnis“ (dessen Historizität ich jetzt nicht diskutieren will) von ihm selbst als alles verändernde Lektüreerfahrung beschrieben wurde. Auch hier: Keine Erstbegegnung mit der Schrift, aber eine Erstbegegnung mit dem autonomen *Sinn* der Schrift. Das war der Durchbruch: Gerechtigkeit wird nicht von der Philosophie definiert, sondern von Gott selbst.

Der Augustinermönch Luther machte eine analoge Erfahrung wie Augustin. Man kann sich darüber Gedanken machen, wieweit die Kenntnis des Augustin ihn hier geleitet hat, seine Lektüreerfahrung ähnlich zu stilisieren. Im Kommentieren der kommentierten Kommentare, die das buchversessene Mittelalter unermüdlich produzierte, erschloss sich ihm, dass die Wahrheit nicht in der intertextuellen Debatte zu finden ist, sondern im Wortlaut der Heiligen Schrift, die sich ihm in der Ursprache erschloss.

Er fing noch einmal ganz von vorne an zu lesen und ließ, jedenfalls dem Anspruch nach, den Filter von tausendfünfhundert Jahren Lektüre hinter sich: Die Bibliotheken zerfielen für diese Lektüre erst einmal zu Makulatur. Fortan war es *ein* Buch, das als Quelle und Primärlektüre dient: „sola scriptura“. Nur sie ist letztlich des Kommentars wert. Und die Wahrheit des Kommentars ergibt sich nicht aus der Zustimmung dieser oder jener Autorität, also aus intertextueller Referenz, sondern aus der Selbstevidenz des Wortes.

Damit wandelt sich die Lektüre der Heiligen Schrift aber grundlegend! Augustin fand seinen Platonismus und die Konsequenzen daraus in der Bibel wieder. Luther findet Christus. Die Lektüre – und zwar jede Lektüre – wird kritisch, denn Christus ist das Kriterium der Wahrheit des Geschriebenen. Und diese Haltung der kritischen Lektüre aller Literatur wird fortan ein Merkmal des Abendlandes und geradezu ein Motor der Säkularisierung, die darin gipfelt, dass sie liest, als gäbe es Gott gar nicht – „etsi Deus non daretur“.

Luthers Lektüre ist insofern eine Schicksalslektüre, als sie die Lektüre *überhaupt* nachhaltig verändert: Ab sofort ist der hörende Lesende ein wesentliches Element der Lektüre, und er tritt sogar zur Heiligen Schrift als Schrift in ein kritisches Gegenüber. Souverän sortierte Luther sie neu nach dem Kriterium „Was Christum treibet“. Eine ungeheuerliche Tat! Auch unter dem Gesichtspunkt der Lektüre also erscheint Luther als ein Moderner, zumindest als ein Wegbereiter.

Durch diese besondere Stellung der Heiligen Schrift wird nun wiederum eine Lektüre ermöglicht, die nicht in das Lektüresystem eines geschlossenen Weltbildes eingeschrieben werden muss. Es muss nicht alles passend gemacht werden. Die Zwei-Reiche-Lehre wird auch auf die Lektüre angewandt. Schon die Apokryphen sind jetzt nur noch „nützlich zu lesen“. Es entfalten sich unabhängige Wissenschaften, die je eigene Lektüren pflegen und kultivieren. Nur so entwickelt sich, was wir heute Literatur nennen: Lektüren, die sich in unterschiedlichen Bibliotheken versammeln, weil die Lektüre unterschiedlichen Zwecken dient, die nur im lesenden Subjekt zusammenkommen. Das universale Buch ist ohne Leser nicht mehr denkbar.

Man kann den nachtridentischen Katholizismus als eine Abwehr solchen kritischen Lesens verstehen, und wir wissen, dass die spätere protestantische Orthodoxie diese Lektüre auch nicht durchgehalten hat, sondern unter neuerlicher Lektüre des Aristoteles wieder versuchte, das Lesen zu normieren unter Ausschaltung des Lesers. Vergeblich, wie wir wissen.

Am Ende dieses Prozesses stehen sich kritische Lektüre und affirmative Lektüre, stehen sich Relativismus und Fundamentalismus unversöhnlich gegenüber. Wie kann die Theologie damit umgehen? Die Heilige Schrift wurde zur Schrift unter Schriften. Das ist die hermeneutische Gretchenfrage, die eine Folge des Turmerlebnisses ist: Der autonome Leser steht im Geflecht der Texte und weiß nicht mehr, woher die Lektüre ihre Gewissheit bezieht. Das erinnert doch stark an die Ausgangssituation sowohl von Augustin als auch von Luther: „Was steht denn da eigentlich?“, und „Was folgt daraus für mich?“ – „Was soll ich lesen?“

Rudolf Bultmann: Existenzerhellung

Es war eine weitere Schicksalslektüre, die unsere moderne Lektüre des biblischen Textes und in seiner Folge jedes anderen Textes fundamental verändern sollte, auch wenn vielen diese fundamentale Veränderung nicht mehr so recht bewusst ist.

Im Jahr 1929 las Rudolf Bultmann Martin Heideggers „Sein und Zeit“. Hier ist es nicht die Heilige Schrift, die eine Lektüre der Bücher veränderte, sondern hier war es ein Buch, das die Lektüre der Heiligen Schrift veränderte – und zwar grundlegend und unumkehrbar für die Theologie.

Bultmann kannte Heidegger schon lange, sie waren befreundet, besuchten sich gegenseitig in Seminaren und Universitätsveranstaltungen. Und doch sollte es dieses Buch sein, das Bultmann den Weg wies, wie wir die Heilige Schrift als Buch jenseits von Relativismus und Fundamentalismus, von Historismus und Mystizismus wieder als unmittelbare Anrede lesen können. Denn „Sein und Zeit“ gab Bultmann die begrifflichen Instrumente in die Hand, auf die er sich beziehen konnte und die er sich für den theologischen Gebrauch souverän zu-rechtschliff.

Indem Bultmann vor allem Paulus mit dem existentiellen Blick der Seinshermeneutik Heideggers las, öffnete er einen neuen Zugang zur Heiligen Schrift als Schrift. Er befreite sie einerseits aus einer bloß kommentierenden, distanzierten historisch-kritischen Lektüre, die nur noch „etsi deus non daretur“ las und bloß Theorien erhob. Andererseits befreite er die Schrift aus einer Lektüre naiver Wörtlichkeit, die den Charakter des Buches als Zeichen überspringt und das Buch am Ende zur Sache selbst macht, zum „papierenen Papst“.

Die existentielle Interpretation erlaubt, ja erfordert es, dem Text mit dem gesamten kritischen Instrumentarium zu Leibe zu rücken – also die Bibliothek intensiv zu nutzen – und ihn doch zugleich als unmittelbare Anrede zu erleben, die in die Lebenswelt hineinspricht und damit auch in alle anderen Bücher: „Nimm und lies! Du erfährst das Entscheidende über dich!“

Und ich möchte nur anmerken: Für mich selbst und meinen Weg war nun wiederum die Lektüre Rudolf Bultmanns durchaus so etwas wie eine Schicksalslektüre, die mich zum Theologen werden ließ.

Die Lust am Lesen

„Nimm und lies!“ Es ist immer noch die Lektüre der Heiligen Schrift als Buch, die für eine Theologin und einen Theologen, die sich recht verstehen, die anderen Lektüren erschließt. Eine theologische Bibliothek ist kein abgeschlossener, hermetischer Raum eines Selbstgesprächs der Theologie und bildet keine Provinz des Lesens für sonderlich Eingeweihte, Berufene oder Erleuchtete. Sie gehört in die universale Bibliothek und ist Teil der universalen Enzyklopädie, Teil des *einen* Buches, das sich in den Büchern inkorporiert und sich der glaubenden Lektüre durch das Wort öffnet.

Es sind die lesenden Theologinnen und Theologen, denen sich die Bücher durch das eine Buch öffnen und denen sich lesend Christus und Welt erschließen: Sie befähigen, die Existenz zu wagen – wie es Augustin, Martin Luther und Rudolf Bultmann taten, wenn sie die Bücher zur Seite legten. Dann nämlich ist aus Lesen Verstehen geworden: Das ist der Kern der Schicksalslektüren und die Spur einer Christentumsgeschichte als Lektüregeschichte.

Eine theologische Bibliothek ist ein Lektürespeicher, der immer noch die Macht hat, schicksalhafte Lektüren auf den Weg zu bringen: Entweder sie führen uns, wie bei Luther und Bultmann, auf neue Weise in die Heilige Schrift hinein oder, wie bei Augustin, in die Tat hinaus. Wer weiß, ob nicht irgendwo gerade ein junger Mann oder eine junge Frau ein Buch liest und einen Text schreibt, dessen Lektüre unser aller Lektüre grundlegend verändern wird.

Darum brauchen wir Bibliotheken. Darum wird der christliche Glaube immer ein lesender und verstehender und nicht bloß „nachplappernder“ Glaube bleiben. Gott spricht, der Mensch schreibt, und lesend erschließt sich uns das Wort Gottes, und aus ihm heraus alle anderen Bücher. Dafür stehen theologische Bibliotheken: Wäre Augustin nicht durch die Bücher geirrt, hätte Luther keine Urtextausgaben und die damit verbundene Lesepraxis gehabt, hätte Heidegger nicht sein großes Werk geschrieben und Bultmann es nicht gelesen und transformiert: Wir läsen heute die Bibel und die Welt anders.

Man darf gespannt sein, was noch kommt. Gott sei Dank ist des Büchermachens kein Ende und sind weitere Schicksalslektüren möglich.

